

# Begegnung mit dem Doppelmörder

*von Edith Wellspacher-Emery*

Tripolis – wir steigen in den Autobus Richtung Sparta. Jetzt ändert sich wieder das Bild, es geht bergab und ins Sumpfland, es ist wieder grün und riecht muffig, aber eingeschlossen ist die Ebene von einem wilden, hohen, zerklüfteten Gebirgszug, dem Taygetos.

Max muss selbstverständlich mit seinem Altgriechisch protzen und im Autobus mit allen Leuten reden. Sie fragen, in welches Hotel wir wollen, und dann gibt es zwischen den Passagieren Streit, weil jeder ein anderes als das bessere, billigere und sauberere empfiehlt.

Schließlich lassen wir uns heimlich von einem Wachmann zu unserer ursprünglichen Adresse führen; auch er ist entsetzt (wie übrigens alle Wachleute von allen unseren Adressen)!

Abends suchen wir eine preisgünstige Taverne. Eine steile, schmutzige Stiege nach abwärts spricht für Billigkeit, eine größere Anzahl von Kupferkesseln, von der Straße aus sichtbar, erregt den Appetit: Also kriechen wir hinunter.

Die Wirtin ist eine charmante Griechin, rundlich, sicher, heiter, sie spricht etwas englisch, war in

Amerika und freut sich über die seltenen „vornehmen“ Gäste. Wir bekommen Riesenportionen Makkaroni, und sie lässt von der Gasse einen „Conférencier“ holen, der in der Taverne scheinbar in hohen Ehren steht.

Ein Mann tritt ein mit einem klugen Gesicht, flinken Augen, ergrautem Haar, unbeschreiblich zerlumpt wie alle anderen hier auch, aber mit souveränem Gehaben. Sein fließendes, beinahe gewähltes Englisch hat er in Amerika gelernt – sehr viele Griechen waren dort und bekommen glänzende Augen, wenn man sie danach fragt: das herrlichste Land, ihre beste Zeit, die nettesten Leute ...

Unser Mann, stattdessen: „Ich war dort 18 Jahre eingesperrt“, sagt er, „Ich hab zwei Männer umgebracht. Es waren die Brüder meines Sweetheart, sie gingen auf mich los. Ich kann gar nicht begreifen, wie es geschah, but I could not help it.“

Alle Gäste der Spelunke, Straßenarbeiter, Schafhirten, Landstreicher, hatten sich im Kreis um uns gesetzt und blickten in Verehrung zu ihm auf.

Schließlich bestellt uns der Mann Wein, und wir trinken auf die Freiheit, wobei er Amerika meint und



wir an Griechenland denken. Dann trägt er uns an, uns kostenlos über den Taygetos zu führen, aber Max macht schon die ganze Zeit seine wütendsten Augen, und so verabschieden wir uns.

*Dies ist ein Auszug aus der vermutlich ersten Reisebeschreibung Edith Wellspachers – nicht zur Veröffentlichung, sondern nur als Erinnerung für die Reisekollegen bestimmt. Das Manuskript mit dem Titel „Reisen rund um den Peloponnes“ befindet sich im Nachlass Erika Mitterers.*

- 1 Edith Emery: *A Twentieth Century Life*. Artemis Publishing Consultants. Hobart Tasmania 1995. Alle dem Buch entnommenen Zitate in der Übersetzung durch M. Petrowsky.
- 2 Zitat aus der bislang unveröffentlichten Einführung zu einer Sammlung *Briefe an und von Erika Mitterer – März 1945 – Dezember 1946*.
- 3 Es handelte sich um die erste von zwei der Zeitung *Tag* angebotenen Reportagen über Tunesien und Sardinien. Einem höchstwahrscheinlich nie veröffentlichten Bericht über die 1935 zusammen mit den Freundinnen Erika und Mischki und Freund Max unternommene Griechenlandreise ist die amüsante Episode über den Doppelmörder entnommen, über die man in Erika Mitterers Tagebuch nur liest: „16.9. – Nauplia. Bezaubernde Wirtin, englischsprechender Doppelmörder.“
- 4 Ediths jüdischer Freund.
- 5 Eines Abends hatte es an der Tür Erika Mitterers geläutet. Sie öffnete, sah sich einem Wrack von Menschen gegenüber und stammelte: „Was kann ich für Sie tun?“ – „Kennst Du mich nicht mehr?“ fragte Paul Kowaliski, der Bruder Irenes, der durch Intervention ausländischer Freunde aus dem Konzentrationslager entlassen worden war und innerhalb eines Tages Österreich verlassen musste. „Mein Zug geht erst morgen, ich weiß nicht, wohin ich soll...“ – Erika bat ihn herein. „Um Gottes Willen, was ist mit Dir, was haben sie mit Dir getan?“ Paul antwortete: „Bitte frag mich nicht; ich hab mich verpflichtet, mit niemandem darüber zu reden – ich würde Dich und mich gefährden! Und ich darf, als Jude, natürlich auch nicht hier absteigen, Du könntest große Schwierigkeiten bekommen!“ – Erika bestand darauf, dass Paul blieb, aber sie akzeptierte, dass er nicht sprach. Sein verstörtes, zerstörtes Gesicht sagte alles. Paul reiste am nächsten Tag aus – und Erika war um eine Warnung reicher.
- 6 Edith Emery ist durch eine Nebenbei-Bemerkung einer Freundin verspätet auf diese Möglichkeit gestoßen. Da die Pension, die sie nach Johns Tod im Jahr 1980 erhielt, wegen der Pfund-Abwertung real immer niedriger wurde, war die Aufbesserung durch die österreichische Rente (in einem Brief an Erika Mitterer vom 28.7.1997 betont sie dankbar, sie sei „seit 1991 recht in die Höhe gegangen“) für sie extrem wichtig.
- 7 Edith Emery: *Encounter with Asia*. Ward Lock Limited. London und Sydney 1969.



Edith Emery: *Santorin*, Aquarell

**Der Zaunkönig dankt Mike Emery für viele Fotos und Informationen!**



# Asiatische Impressionen

von *Edith Emery*

## Kalkuttas Elend

Schon bei meinen früheren Besuchen hatte ich die totale Gleichgültigkeit der Inder in Hinblick auf ihre körperlichen Funktionen und Bedürfnisse registriert. Wenn sie einen natürlichen Drang spüren, hocken sie sich irgendwo hin, aber die Benützung eines Winkels des stolzen Maidan-Platzes als Latrine hat mich doch deprimiert – werden dort doch jährlich die bunten Feiern zum Nationalfeiertag abgehalten!

Eines Tages beobachtete ich auf dem Maidan, wie Männer die grünen Metall-Einfassungen, die rund um den gartenartigen grünen Teil des Platzes angebracht sind, anstrichen. Sie wandten dabei eine eher unkonventionelle Methode an: Über 20 Männer, gleichmäßig verteilt vor dem Geländer kniend, hatten jeder einen Eimer mit Farbe vor sich stehen. In diese Eimer griffen sie mit ihren Händen hinein und verteilten so die Farbe – ohne Zuhilfenahme eines Pinsels! Wahrscheinlich ist der Verbrauch von Menschen billiger als der von Pinseln, doch niemand scheint sich darüber Sorgen zu machen, wie die armen Hände schon nach ein paar Tagen dieser Arbeit aussehen werden.

Ein anderer Teil Kalkuttas ist der Bezirk rund um den Fluss Hooghly. Dieser ist weitgehend von Lagerhäusern verdeckt, nur hier und da erkennt man an Masten, die die Dächer überragen, dass er nah

sein muss. Wenn man dann vor ihm steht, wird die Freude über diese riesige Wasserfläche getrübt durch den Blick auf die Elendsquartiere an seinen Ufern. Dabei ist die Bezeichnung „Quartier“ noch viel zu freundlich für diese Art von Unterkünften, die lediglich aus einigen Stangen, Sackleinwand oder Fellfetzen bestehen, mit einigen Brettern oder einem steinbe-

schwerten Blechstück als Dach. In diese Hütten kann man nur hineinkriechen und sich drinnen gebückt oder sitzend aufhalten; keine einzige ist hoch genug, um in ihr zu stehen.

Am Ende der Straße gibt es einen Wasserauslass, er ist der zentrale Treffpunkt aller: Frauen füllen ihre Krüge, spülen Dinge ab; Männer trinken oder waschen sich; Kinder spielen, spritzen sich und die Passanten an. Ich drehe mich um und sehe auf den Gleisen (der zum Glück selten benützten) Eisenbahn einen braunen Haufen liegen, den ich zuerst

für eine dieser ausgemergelten Kühe halte. Bei näherer Betrachtung erkenne ich einen Mann, der dort in ein Tuch eingehüllt liegt; vielleicht schläft er, vielleicht ist er tot ...

Jenseits der Straße, anschließend an die Gärten, lagern noch mehr Menschen, hier ohne jeden hüttenartigen Schutz. Einige Männer schlafen auf Schutthäufen; Frauen kochen auf Feuerstellen, die nur kurz mit einer Handvoll Reisig gespeist werden. Eine Frau laust ihr Baby, eine andere ihre Katze; dabei ist sie so konzentriert, dass sie ihre kleine rosa



Edith Emery: *Angkor*, Aquarell





Zunge herausgestreckt. Wieder eine andere reinigt mit ihrer Hand das Hinterteil ihres Säuglings, abwechselnd mit etwas Sand und etwas Wasser aus dem Krug. Noch nirgendwo habe ich so viel herzerreißende Armut auf einem Fleck gesehen wie hier, dennoch suggeriert mir mein Gefühl, das könne nur ein kurzer Übergang sein, irgendwann, heute oder morgen, würden die Menschen in vernünftige Quartiere übersiedeln können.

Noch schockierender war nur noch eine Gruppe von Obdachlosen im eher vornehmen Viertel bei der Trabrennbahn. Direkt hinter der Rennbahn, gegenüber den Wettbuden, erkennt man einige Kanalisationsrohre mit ca. einem Meter Durchmesser, und in diesen Rohren haben sich dravidische Menschen aus dem Süden angesiedelt. Alles, was sie besitzen, ist ein Stück Fetzen, auf dem sie liegen oder den sie als Eingangsschutz benützen; manche haben nicht einmal das! Daneben wälzen sich kleine Kinder in der Asche erkalteter Feuerstellen und spielen Verstecken in der danebenliegenden Müllhalde. Schöne, wild-äugige, wild-haarige Menschen – es war mir zum Heulen, diese Verschwendung wertvollen Menschenlebens mitansehen zu müssen.

## Indische Bürokratie

„Für Darjeeling benötigen Sie eine Genehmigung“, klärte man mich am Flugschalter auf. Ich kramte den Brief hervor, den mir der Verteidigungsminister geschrieben hatte: „Ganz Indien ohne besondere Genehmigung ...“ – „Die in Delhi wissen nicht, wovon sie reden“, antworteten sie mir und gaben mir die Adresse des Büros für Reisegenehmigungen. Als ich dort vorsprach, meinte man, ich möge in vier Tagen, um 17 Uhr, wiederkommen. – „Wäre es nicht früher möglich, nicht erst in der letzten Minute?“, fragte ich. – Nein, ich möge mir keine Sorgen machen, alles würde klappen!

Ich fand mich also am angegebenen Tag um drei Uhr dort ein. Ein anderer Beamter durchsuchte die Akten. „Ihre Genehmigung wurde abgelehnt“, sagte



Edith Emery: *Kashmir*, Aquarell

er. – Ich erstarrte: „Man hat mir doch gesagt ...“ – „Zurzeit werden alle Genehmigungen verweigert“, der Beamte zeigt mir einige, „Schauen Sie ...“. Wieder zücke ich den Brief des Verteidigungsministers, weise darauf hin, dass ich Tausende Kilometer gereist bin, um Darjeeling zu sehen, dass ich den Rückflug nach Bagdogarah schon bezahlt hätte, der nun verfallen würde etc. Der Mann scheint weich zu werden. „Ich bin nur ein kleiner Exekutivbeamter. Wenn Sie den zuständigen Abteilungsleiter ...“

Ich sitze im Vorraum und warte, eine Stunde, ein- einhalb Stunden, fast zwei Stunden. Dann stürme ich wütend hinein. Mein Beamter macht sich nun persönlich auf die Suche nach seinem Vorgesetzten – nein, er sei leider noch nicht da! Aber ich könnte doch den Flug verschieben, morgen dem Chef alles erklären, sicher würde er die Genehmigung ausstellen. Ich resigniere, begeben mich ans andere Ende der Stadt zur indischen Fluglinie und erkläre die Situation.

„Nein, Sie müssen nicht umbuchen“, erklärt man mir, „Sie bekommen die Genehmigung auch in Bagdogarah!“ – Ich mache den Leuten klar, dass ich sicher sein muss – sonst fliege ich direkt nach Kalkutta zurück, denn Bagdogarah bietet keinerlei Sehenswürdigkeiten! Große Beratung unter allen anwesenden Airline-Mitarbeitern mit dem Ergebnis: Man bekomme dort die Genehmigung!



Ich riskiere es also und fliege am nächsten Morgen.

Da ich der einzige ausländische Passagier bin, werde ich am Flughafen sofort von einem Mann angesprochen: Der Transfer nach Darjeeling sei startklar, er werde sich um mein Gepäck kümmern und alle Formalitäten erledigen. „Ich weiß nicht, ob ich mitfahren kann“, sage ich, „ich hab noch keine Genehmigung!“ – „Kein Problem“, meint er, „das werden wir gleich haben!“ – Und tatsächlich, nach fünf Minuten ist alles getan, keinerlei Nachfrage, kein Hinweis auf die chinesische Aggression. Das einzige, was ich zu tun habe, ist zu unterschreiben, dass ich keinesfalls die Grenze nach Sikkim, Bhutan, Nepal oder Tibet überschreiten werde und dass ich Tiger Hill, außerhalb von Darjeeling, nicht besuchen werde. All das stört mich überhaupt nicht – jetzt, wo Darjeeling in Reichweite ist! Ich bin meinem Führer so dankbar, dass ich sogar in sein Taxi einsteige, ohne nach dem Preis zu fragen!

Aber die Genehmigungs-Groteske ist damit noch nicht zu Ende. Ein paar Tage später frage ich in meinem Hotel in Darjeeling, von wo ich am ehesten die Chance hätte, einen Blick auf den Mount Everest werfen zu können. „Tiger Hill“, antwortet man mir. – „Das geht leider nicht. Ich habe mich verpflichtet, dort nicht hinzugehen!“ – „Unsinn! Jeder geht dort hin! Kommen Sie, wir fragen den diensthabenden Offizier!“ – „Sie können hingehen“, sagt dieser, „es gibt keinerlei Beschränkungen!“ – „Warum musste ich dann diese Verpflichtung unterschreiben?“ – Er zuckt mit den Schultern. „Die da unten, in der Ebene, wissen halt nicht, was bei uns los ist. Die entsprechende Vorschrift wurde schon vor Monaten aufgehoben!“

## Reservierung – wozu?

Als ich am Flughafen von Kalkutta, Dum-Dum, ankomme, eilt schon Mr. Bhut, der einbeinige Pilot, den ich während meiner Reise kennengelernt habe, auf mich zu. Er will mich zum Essen ausführen. Ich möchte zuerst im Flughafenhotel einchecken, ich hatte das Zimmer vor 14 Tagen gebucht, weil der Flug nach Nepal am nächsten Morgen zu unmenschlicher Zeit abheben würde. Sie finden die Reservierung nicht, aber kein Problem – das Haus ist leer!

Den Nepal-Flug kann ich am Flughafen nicht bestä-

tigen, die nepalesische Fluglinie hat hier keinen Schalter. Mr. Bhut ist so liebenswürdig, mich im Taxi in die Stadt zu begleiten; in einem prunkvollen Palast finden wir das kleine Büro der Fluglinie.

Ich hatte den Flug vor drei Monaten noch von Hobart aus gebucht und bestätigt bekommen; hier weiß man von nichts, und auch der Brief, den ich zur Sicherheit vor zehn Tagen aus Darjeeling geschrieben habe, scheint nicht angekommen zu sein. Leider gibt es keine freien Plätze, alles voll!

Ich mache eine kleine Szene, Mr. Bhut eine größere: Bei der indischen Fluglinie wäre dergleichen nicht möglich!

Nun fühlt sich endlich der Bürochef, der den Disput bisher seinem Mitarbeiter überlassen hat, zum Einschreiten genötigt. Er lässt sich die Passagierliste geben und konstatiert, dass vier – vier! – Plätze frei sind. Es folgt nun ein Getuschel, dem zu entnehmen ist, dass zwei Airline-Funktionäre offensichtlich gehofft hatten, auf freien Plätzen Gratisflüge mit ihren Frauen nach Katmandu unternehmen zu können. Jetzt wird also doch einem zahlenden Passagier der Vortritt gelassen ...

## Asche im Ganges

Stirbt ein Hindu, wird er von seinen Angehörigen (nicht von seiner Frau!) gewaschen und in Tücher eingepackt – weiße für Männer, Witwen und unverheiratete Mädchen, rote für Ehefrauen. Dann wird er auf einer Bahre zum Verbrennungsplatz getragen. Von allen Seiten kommen die Träger zum Fluss. Jede Leiche wird eingetaucht und dann abgestellt, bis sie an der Reihe ist.

Wie Mumien liegen sie da, auf ihren leicht angepöhlten Tragen, die Füße werden von den Wellen des Ganges umspült. Inzwischen bezahlen die Verwandten das Brennholz, hocken sich dann irgendwo hin, einzeln, die Augen trocken. Der Verbrennungstrupp beginnt nun die Zeremonie, sorgt für ein gutes Feuer, legt den Leichnam darauf, facht an, wo es zu zaghaft brennt und vergeudet viel zu viel vom Holz, das in Indien eine kostbare Mangelware darstellt.

Nachdem das Feuer erloscht ist, sammeln die Verwandten die Asche ein und streuen sie in den Fluss.



Um die Verbrennungsstellen ist der Ganges ganz grau, nicht gelbgrün wie sonst, doch das hält niemanden davon ab, auch hier zu schwimmen oder Wasser zu trinken.

Ich sehe, wie eine tote Kuh vorbeigetrieben wird; daneben befüllen Leute ihre Kupferkannen. Entsetzt frage ich: „Werden die Menschen davon nicht krank? Gibt es keinen Typhus hier?“ Doch man versichert mir, das Wasser sei in Ordnung, die Universität hätte es untersucht und keinerlei Keime gefunden. Wahrscheinlich sei dafür Radioaktivität verantwortlich.

Ich vermute, die Menschen, die überlebt haben, sind immun geworden; und die Pilger, wenn sie erkranken, werden dafür andere Ursachen verantwortlich machen ...



Edith Emery: *Fischer*, Linolschnitt

## Kabul

Um dieser kleinen Begebenheiten willen liebe ich Afghanistan so – ein Land an der Wende zu einer neuen Zeit: Vor einer Mädchenschule (das gibt es jetzt auch, Mädchenschulen; noch nicht für alle, aber auch nicht mehr nur für die ganz privilegierten!) sehe ich einen vielleicht acht- oder neunjährigen Knaben, der sich zu einem Fenster hochzieht und durch den geschlossenen Laden zu spähen versucht. Mädchengesang klingt heraus – nach den dünnen Stimmen zu schließen, müssen es sehr kleine Mädchen sein.

Vielleicht will der Bub nur sehen, wer da singt – aber einige Männer nähern sich, denen das gar nicht recht zu sein scheint: Sie ziehen ihn herunter, beuteln ihn, wollen ihn schlagen. Ihn rettet schließlich, dass sie zu viele sind, sich gegenseitig im Weg stehen. Jeder will ihm eine ganz spezielle Strafe für die

schockierende Indiskretion verpassen, da taucht er zwischen ihren Beinen durch und läuft weg.

Ein anderes Mal spricht mich eine junge, westlich gekleidete Frau an, die eine alte, verschleierte Frau begleitet; in zögerndem Englisch fragt sie mich, woher ich meine Umhängetasche habe, woher ich komme? Wir stehen an der Straßenecke und plaudern ein bisschen. Sie ist glücklich, dass sie den Schleier aufgegeben hat. Für ihre Mutter käme das nicht in Frage – nicht, dass sie grundsätzlich dagegen wäre, aber sie würde sich einfach nackt fühlen. Ich erwähne, dass ich schon öfter beobachtet habe, wie verschleierte Frauen beim Überqueren der Straße fast von Autos mitgerissen worden wären, es muss gefährlich sein, so wenig zu sehen.

Ob ich es nicht selbst probieren will, fragt sie mich, beugt sich zu ihrer Mutter und flüstert ihr etwas ins Ohr. Die alte Frau hebt nun ihren Schleier so weit auf, dass ich mit meinem Kopf darunterschlüpfen kann; sie zieht herum und adjustiert, bis ich ihre gewöhnliche Sicht habe: Was für ein beklagenswerter Käfig, aus dem man die schöne Welt mit ihren majestätischen Bergen, eisgrünen Flüssen, prächtigen Straßen nur zerhackt in lauter winzige Quadrate betrachten kann!

*Diese Episoden sind dem Buch von Edith Emery „Encounter with Asia“, Ward Lock Limited, London und Sydney 1969, entnommen. Übersetzung: Martin Petrowsky*